Herbstfröste.

Von Harry Hastlings.

Jetzt war er plötzlich da, der Augenblick, den sie ersehnt — gefürchtet — erhofft — neugierig herbeigewünscht — und schließlich ganz vergessen hatte!

Schon vorhin auf dem Vaporetto, das sie von Venedig durch die Lagunen hier zum Lido herübergebracht, hatte sie eine Sekunde lang geglaubt, ihn gesehen zu haben. Ehe sie sich aber vergewissern konnte, ob er's thatsächlich sei, hatte das Dampferchen angelegt, und der große, blonde Mann, den sie im Auge gehabt, war unter den Menschen verschwunden, die, wie immer, in wildem Knäuel an's Land drängten und sich auf die Tram stürzten, die bimmelnd nach den Meerbädern fuhr.

Sie selbst hatte vorgezogen, den Weg durch die hübsche, lichtgrüne Platanenallee zu Fuß zurückzulegen. Nachdenklich schritt sie dahin, ohne die anerkennenden Blicke zu bemerken, mit denen ihrer schönen, schlanken Erscheinung von mehr als einer Seite voll echt italienischer Naivität im Vorübergehen gehuldigt wurde. Ihre Gedanken waren ganz anderswo — weit weg von diesen heiteren, koketten Südländern, hoch oben im Norden, in einer kleinen, trübseligen, holsteinischenGarnison, in der das Regiment ihres Mannes vor 25 Jahren gestanden hatte.

Jawohl, 25 Jahre waren es her; übrigens hätten's auch fünfzig oder hundert sein können, so fern, so verdämmernd fern kam ihr jetzt alles vor, was sich damals ereignet hatte. Wenn sie jener Zeiten gedachte, war's gerade, als suche sie sich ein ganz fremdes Leben, in dem sie nur Zuschauerin gewesen, zu vergegenwärtigen; alles schien ihr so schemenhaft, so überflüssig, so zwecklos. — — — Und doch! Sie war damals ganz jung — noch nicht zwanzig — gewesen, aber trotzdem schon seit mehr als zwei Jahren verheirathet an den Major der 12. Husaren, einen famosen, gutmüthigen, aufmerksamen Menschen, der nur den einen Fehler besaß, daß er ihr Mann und nicht ihr Vater war. Daß dies eine verhängnißvolle Rollenverwechslung sei, merkte sie aber gar nicht; sie hatte ihn sehr gern. Daß es höhere Herzenstemperaturen gebe als ihre eigene, beschäftigte sie nicht. Sie war auf dem Gute aufgewachsen in frischer Luft, unter frischen Menschen; da lebt man sich in gesünderer Weise aus als in der Stadt; vor Allem hat man den Kopf nicht immer voll sehnender oder enttäuschter Liebesphantasien. Ihre Familie hatte es als ein großes Glück erachtet, als der Major um sie anhielt, und sie selbst kam nicht auf den Einfall, das Gegentheil zu glauben. Sie kannte ihn schon lange; er war ein Freund ihres Vaters, und man munkelte, er habe diesem nach und nach ein gutes Stück Geld zugesteckt, um ihn vor den unangenehmen Folgen landwirthschaftlicher Utopien zu retten. Nun er mit ihr verheirathet war, trug er sie wirklich auf den Händen. Die Frage, ob er ihr innerlich sehr viel geben konnte, legte sie sich nie vor, da sie ja innerlich nicht viel verlangte. Sie war also vollständig glücklich — bis ein Tag anbrach, wo sie entdeckte, daß sie noch glücklicher geworden sei — aber damit hatte ihr Mann nichts zu schaffen. Sie hatte einen schönen, blonden Leutnant, dessen Regiment gleichfalls in dem Holstennest lag, kennen gelernt und mit ihm die große, leuchtende Liebe. Mit einem Male fühlte sie, daß es Mai in ihrem Herzen geworden, und sie war noch so unbefangen, daß sie ihre Gefühle laut und ungehindert in die Höhe schießen ließ. Da ihr Gatte ihr von jeher in allem vollste Bewegungsfreiheit gelassen und der andere ein anständiger Kerl war, der seine eigene Verliebtheit möglichst zu zügeln suchte, so dauerte es ziemlich lange, bis sie merkte, daß sie diesem aus vollem Herzen etwas schenkte, was sie jenem wegnahm.

Mit der Erkenntniß aber war auch schon das Unheil hereingebrochen. Was ihr bisher stillstes, seligstes Glück gewesen, erschien ihr nun auf einmal als große, schmähliche Schuld, oder sie wußte vielmehr, daß es ihr als solche zu erscheinen habe. Sie begriff es nicht, konnte es nicht begreifen! In dem Weibe, das echt und tief liebt — zum ersten Mal liebt, ist die ganze Urgewalt der Natur entfesselt, die keine Gesetze von Menschenhand anerkennt. Noch hatte sie nichts gethan, was sie bereuen mußte. Aber sie war aus ihrem wonnigen Nachtwandeln erwacht und sah vor sich eine von feurigen, berauschend duftenden Liebesblüthen erfüllte Tiefe, die für sie das Gefilde des Lebens, für die übrigen aber, denen ein fremdes Glück das unfaßbarste aller irdischen Dinge, einen „Abgrund“ bedeutete. — Und nun begann der Kampf, an dem vielleicht das schrecklichste war, daß er lautlos geführt wurde! — Der stumme Kampf mit Gott, mit der Welt und der allergrausamste mit sich selbst. Unterstützt von dem, den sie liebte, errang sie einen traurigen Sieg. Einen langen Sommer dauerte dieses verzehrende Ringen von Pflicht und Liebe. Schließlich aber mochte der andere selber fühlen, daß seine moralische Kraft zu erlahmen drohe, und — — er ergriff die Flucht. Er ließ sich versetzen!

Jetzt noch nach 25 Jahren fühlte sie etwas wie einen Schauder, wenn sie an den heimlichen Abschied dachte, bei dem sie beide in wildem Jugendschmerz weinend zusammengebrochen waren, und an die Qualen der Folgezeit, in der sie ihn in Gedanken beschworen, zurückzukehren, ihn angefleht, fortzubleiben, ihn unter brennenden Thränen gesegnet, ihn halb ohnmächtig verflucht und ihn schließlich sogar verhöhnt und einen Feigling genannt hatte. Außer einem einzigen Brief schrieben sie sich kein Wort.

Nach einigen Jahren erfuhr sie, er habe sich mit einem ostpreußischen Mädchen verheirathet. Sie schluchzte eine lange Nacht hindurch; das war alles; sie hatte ja schon längst gewußt, daß es so kommen müsse. Dann hörte sie noch einmal, daß er den Abschied genommen und sein eigenes Gut bewirthschafte. Das war der Schluß.

Und jetzt? — Jetzt war sie schon längst frei, pflichtenlos. Andere Ereignisse, schöne und schwere, hatten neben leeren Zeiten seitdem ihr Leben ausgefüllt, sie gereift und ihrem Horizont eine Weite gegeben, daß sie dem, was hinter ihr lag, ruhig und ohne falsches Schamgefühl in's Gesicht zu sehen vermochte. Sie wußte, daß man das, was sie damals gefühlt und gethan, Thorheit nennen konnte, aber sie wußte auch, daß ihr diese eine große Thorheit jetzt lieber und werthvoller sei als tausend kleine Klugheiten, die sie später begangen. — — — Mit festen Schritten, den Blick nach innen gekehrt, hatte sie den Weg von der Dampferstation zurückgelegt. Eine leichte Röthe — sie mochte vom raschen Gehen kommen, bedeckte ihre feinen, ausdrucksvollen Züge, als sie sich vor dem Stabilimento angelangt fand. Sie durchquerte den Saal, welcher auf die große Restaurationsterrasse hinausführt, von der aus man das Meer und das Gewimmel der Badenden überschaut. Ohne zur Seite zu sehen, schritt sie an den großen Wandspiegeln vorbei. Sie hatte es nicht nöthig, sich zu vergewissern, ob sie noch immer eine schöne Frau sei. Draußen setzte sie sich an einen kleinen Ecktisch und bestellte eine Granita. Dann musterte sie das Publikum. Es war jedesmal dasselbe Bild: geschwollen aussehende Italienerinnen im Primadonnenstil, mit überladenen Toiletten und Unmassen glitzerder Schmucksachen, die ebenso unecht wie der Teint. Um sie herum lebhafte Gruppen hübscher, eleganter Männer, die aber ihre angenehme Wirkung etwas einbüßten, sobald man beobachtete, daß das Signore-Spielen ihr einziger Lebenszweck war. Außerdem Dutzende und Dutzende deutscher Vergnügungsreisender mit erhitzten, abgespannten Gesichtern, scheußlichen Lodenkleidern und edelweißbekränzten Hüten, immer damit beschäftigt, voll Treue und Renommirsucht ganze Packete von Ansichtskarten zu bekritzeln. — Sie gähnte leise und besah das Musikprogramm. — „Finale del Barbiere di Seviglia“, las sie.

„Gestatten Sie, sind diese Plätze noch frei?“ sagte auf Deutsch eine Männerstimme. Eine Sekunde lang stockte ihr Herzschlag. Er war's also doch; auch ohne aufzusehen, erkannte sie ihn sofort am Organ. „Bitte,“ sagte sie höflich, indem sie den Kopf etwas hob. Sie war wirklich schon wieder ganz gelassen.

Er war nicht allein; er hatte seine Frau dabei! — Während die beiden sich etwas umständlich niederließen, betrachtete sie sie schnell über den Rand des Programms hinweg — ja, er war sich verhältnißmäßig recht ähnlich geblieben und sah noch immer gut aus. Er trug jetzt einen Vollbart.

Schade, dachte sie; er hatte ein so hübsches, rundes Kinn besessen. Ein bischen kahl und behäbig war er ja schon geworden; ob das stören würde, hing von seinem Benehmen ab. — Dann besah sie sich die Frau. — Ja, genau so hatte sie sie sich vorgestellt; hellblond, so daß die angegrauten Streifen wenig vortraten, stattlich, hochanständig und unverkennbar mit einem Gesichtsfeld, dessen Centrum die Wirthschaftskammern und dessen strahlenden Außenrand der Hofball bildete. Auch die Requisiten waren die typischen: weites, eckiges Corsett, altmodische, goldene Brosche in der Größe einer Zuckerbretzel, goldenes Kettenarmband, goldener Kneifer; alles sehr solide und deprimirend. — Das also war ihre Nachfolgerin! „Fritzchen, zieht's dir hier nicht?“

„Nein, nein, Mamachen, aber vielleicht zieht's dir?“

„Ach nein, aber weißt du was, du könntest mir einen Shawl geben.“

„Was willst du nehmen, Malchen?“ Also Malchen hieß sie auch noch!

„Nur eine Kleinigkeit, wegen des Badens nachher. Ein Eis vielleicht. Laß dir aber die Karte geben und besieh dir die Preise, sonst betrügt man uns wieder!“

„Schön! Also: cameriere, un cafe nero e un... wie heißt doch Eis schnell auf Italienisch? Gelato, richtig!... e un gelato. Vanille — oui!“ Inzwischen hatte die Frau ihr Gegenüber in's Auge gefaßt, und nachdem sie kalt die Züge betrachtete, taxirte sie nun das Kleid und den Hut auf Qualität und Preis.

In diesem Moment blickte zufällig auch er herüber. Er stutzte — sah nochmals her — schien es für gänzlich unmöglich zu halten, daß auch sie in Venedig sei und noch dazu am gleichen Tische sitze — begriff es schließlich doch — stand mit verlegener Miene halb auf und sagte, den Hut lüftend: „Irre ich mich“...

„Nein,“ war die freundlich-kühle Antwort, „ich glaue wenigstens nicht.“

Er machte nochmals einen Diener, dann sagte er, auf seine Gattin deutend, die ein ziemlich mißtrauisches, verdutztes Gesicht zeigte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle.“

Beide Damen erhoben sich und reichten einander höflich dieFinger. Die eine Hand stak in einem schmalen, blaßgelben Suède, die andere in einem sehr halt- und dehnbaren Zwirnüberzug.

„Wie geht es Ihnen, gnädigste Frau?“

„O, sehr gut, danke. Ihnen hoffentlich auch. Wollen Sie übrigens nicht, bitte, Ihrer Frau Gemahlin sagen, wer ich bin? Es ist so unangenehm, mit jemand zu reden, von dem man nicht weiß, wie er heißt.“

„Sehr gütig, sehr gütig. Malchen, du weißt... Frau Major — o bitte tausendmal um Entschuldigung! — Frau General von Ostwald.“

Malchen wußte offenbar gar nicht und gar nichts Um so besser!

„Sind gnädigste Frau schon lange in Venedig?“

„Ja, schon seit einigen Monaten. Sie selbst halten sich wohl nur vorübergehend hier auf?“

„Ja, höchstens fünf Tage.“

„Höchstens! Wir waren ja schon einmal hier. Auf unserer Hochzeitsreise,“ flocht die Frau jetzt sachlich ein.

„So, so! Dann natürlich! Es gibt übrigens viele Menschen, die ein zweites Mal nach Venedig kommen!“ — Mit bitterem Humor hatte sie schon erfaßt, auf welches Niveau sie ihr Gespräch herabzustimmen hatte; doch galt dies mehr der Frau. Und nun unterhielt man sich eben über Venedig: wie schön es hier sei; wie schade, daß der Kampanile eingefallen sei; wie man ihn wieder aufbauen würde und so weiter.

Zuerst hatte das Ehepaar mit unverkennbarem Unbehagen gesprochen. Die Gattin, weil sie die fremde, elegante Frau überhaupt nicht, und er, weil er sie sehr gut kannte. Als diese aber mit heiterer Unbefangenheit von allem möglichen plauderte, kleine komische Erlebnisse einfließen ließ, anscheinend derselben Meinung war über die entsetzlichen italienischen Zustände, thaute man schließlich auf. Die Frau wurde direkt verbindlich, der Mann jovial. Er schien erwartet zu haben, daß ihm zum mindesten mit stummen Blicken eine etwas verspätete Scene gemacht und seine Frau schlecht behandelt werden würde. Als dies nun ausblieb und man sich sogar so natürlich und freundlich gab, fiel ihm ein Stein vom Herzen, und er begann mit lauter, heiterer Stimme allerlei gleichmäßig uninteressante Dinge zu erzählen.

Er war mitten im fidelsten Reden, als seine Gattin aufstand, weil sie die Gelegenheit nicht versäumen wollte, ein Bad zu nehmen.

„Malchen, geh nicht zu weit hinaus. Du kennst das Terrain nicht. Wir sind hier nicht in Kranz!“

„Leider,“ erwiderte Malchen schnell, setzte dann aber zuvorkommend hinzu: „würde ich sagen, wenn wir Sie nicht kennen gelernt, gnädige Frau!“

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau.“ Malchen versprach noch, sich möglichst zu beeilen, und verschwand.

Jetzt war der bedenkliche Moment gekommen. Das heißt, sie wußte das schon kaum mehr; sie hatte sich so in das thörichte Gespräch mit den Leuten hineingearbeitet, daß sie ganz zu vergessen begonnen, daß nur einer der beiden ihr wildfremd.

Er hingegen schien zu fühlen, daß er etwas Entsprechendes vorbringen müsse. Eine Minute lang sah er ziemlich dösig vor sich hin, schließlich sagte er mit leerem Kopfnicken: „Es ist lange, daß wir einander nicht gesehen haben, gnädigste Frau.“

„Ja, sehr lange,“ erwiderte sie, ihre nervöse Belustigung niederkämpfend, ruhig.

„Vieles hat sich geändert seitdem, sehr vieles,“ fuhr er mit der gleichen peinlichen Oede fort. „Ihr armer, armer Herr Gemahl! Wie schrecklich leid hat es mir gethan, als ich von seinem frühen Tode hörte! — Uebrigens habe ich auch gerade heute Morgen die Nachricht von dem plötzlichen Ableben eines lieben andern Kameraden erhalten. Ich weiß nicht, ob Sie ihn kannten, Oberst .....“ Er nannte jemand, den sie nie gesehen, von dem sie nie gehört und von dessen langjährigem, überaus schmerzhaftem Steinleiden er nun in larmoyantem Ton breit und gemächlich erzählte.

Stumm blickte sie ihn an. — Das also war der Mann, der ihr theurer gewesen als ihr Leben!

Er mochte schließlich gemerkt haben, daß es sie nicht besonders interessire, denn endlich brach er mit einem melancholischen „Ja, ja!“ ab.

Eine kleine Pause trat ein, in der man gedämpft hörte, wie drinnen im Saal das Orchester seine Instrumente stimmte. — Auf einmal schwebten leicht und lockend die ersten Takte der „Rosen aus dem Süden“ heraus.

Beide lauschten; dann begann er halblaut die Melodie mitzusummen, hielt inne, sann etwas nach und meinte zuletzt mit demselben schrecklichen Nicken: „Wie oft haben wir nicht diesen Walzer zusammen getanzt, gnädigste Frau, erinnern Sie sich noch?“

„O, sehr gut!“ erwiderte sie, indem sie ihn ruhig ansah.

Da plötzlich merkte er, daß er auf bedenklich dünnes Eis gerathen sei, und fuhr mit einem tiefen Seufzer laut fort: „Ja, ja, wie die Zeiten vergehen, und was man alles durchmacht! Ehe man sich's versieht, ist man alt und grau! Sie ahnen gar nicht, was ich seitdem alles erlebt und wie ich mich geändert habe!“

„O ja, ich glaub' es schon,“ antwortete sie mit feinem Lächeln.

„Ich hab' jetzt schon beinahe erwachsene Kinder — Sie sicher auch, nicht? Ach, was Sie sagen! — und die machen einem vielSorgen. Und seine Sorgen hat man vor allem mit der Landwirthschaft. Im großen und ganzen geht's ja noch, Gott sei Dank, leidlich, aber man hat doch viele Unannehmlichkeiten: Aerger mit Dienstleuten, Mißernten; ich habe mir jetzt eine kleine Spalierobstzucht angelegt. Das ist ein rechtes Schmerzenskind von mir. Alle Augenblicke ist was los, einmal regnet's zu viel, dann wieder zu wenig, und schließlich, wenn sich anscheinend alles zum besten gewendet hat, dann überraschen einem noch zu guter Letzt die Herbstfröste“ — er stockte und sah ordentlich sorgenvoll zu ihr hinüber.

„Ja,“ wiederholte sie mit unmerklich zuckenden Mundwinkeln, „dann überraschen einen zu guter Letzt noch die Herbstfröste!“

Mildernde Umstände.

Von Maurice Level.

Durch die Zeitung hatte die Françoise die Verhaftung ihres Sohnes erfahren.

Die Sache erschien ihr erst so ungeheuerlich, daß sie gar nicht daran glauben wollte. Ihr Sohn, ihr Junge, ihr schüchterner Junge, der erst einen Monat vorher die Osterferien bei ihr verbracht, ihr Junge sollte ein Dieb und ein Mörder sein... Sie sah ihn in seiner Uniform, mit seinem gutmüthigen Gesicht, sie fühlte noch auf ihren runzeligen Wangen die Liebkosung seines lauten Kusses, als er „Auf Wiedersehen!“ sagte, und während sie diesen Erinnerungen nachhing, zuckte sie die Achseln und wiederholte: „Ach, sie haben sich sicher geirrt, das ist er ja gar nicht.“

Aber es stand doch gedruckt, in großen Buchstaben: Ein Soldat als Verbrecher. Die Sache hatte sich in der Garnison des Kleinen abgespielt und man nannte den Namen mit vollen Buchstaben.

Sie blieb unbeweglich, zerschmettert, die Brille auf die Stirn geschoben, mit gefalteten Händen und zitterndem Munde sitzen. In dem warmen Schweigen der Küche sprach sie ganz allein vor sich hin und betrachtete, ohne sie zu sehen, den alten Hund, der neben der geöffneten Thür schlummerte, und die Uhr, die in ihrem Gehäuse mit ihrem ernsten, schleppenden Ticktack die Zeit angab.

Es trat jemand ein, sie sprang auf. „Wer ist da?“

Als sie eine Nachbarin erkannte, fügte sie, um ihre Verwirrung nicht ahnen zu lassen, hinzu: „Ich habe geschlafen... es ist so heiß...“

Sie, die gewöhnlich schweigsam und zurückhaltend war, sprach und sprach immerfort. Sie stellte Fragen und gab selbst Antworten, aus Furcht, man könne in sie dringen, und fragte sich, während sie ihre zusammenhanglosen Sätze heruntermurmelte: „Ob sie es wohl weiß?“

Dann schwieg sie, denn sie fand keine Worte mehr. Mit eigenthümlicher Miene fragte sie die Nachbarin: „Haben Sie schon lange nichts von Ihrem Sohne gehört?“

„Doch, heut' Morgen.“

Dann aber empfand sie sofort ein starkes Verlangen, getröstet, beruhigt zu werden und eine andere Stimme als die ihre sich entrüsten und rufen zu hören: „Das ist ein Irrthum, das ist er nicht!“

Sie zeigte auf die Zeitung und sagte in gezwungen lustigem Tone: „Haben Sie gelesen? Ist das komisch, was?“

Mit trockener Kehle und Thränen in den Augen fügte sie hinzu: „Man ist doch recht dumm; im ersten Augenblick hatte mir das einen Schlag versetzt; na, das kann man sich ja denken.“

Die Nachbarin schwieg noch immer und sie wiederholte: „Ist das komisch, nein, ist das komisch!“

„Es ist komisch, daß zwei in demselben Regiment denselben Namen tragen.“

Mit tiefem Seufzer rief die Alte: „Das sagte ich mir auch... ja, es sind zwei... mein Junge ist es nicht.“

„Ich weiß es nicht“, sagte die andere, „ich möchte es von Euch hören... es wäre ja zu wünschen, denn man vermuthet, daß er es ist. Man behauptet schon, daß er auch den Streich bei dem Böttcher ausgeführt hat... ja, ja die dreihundert Francs, die gestohlen wurden, gerade, als er Urlaub hatte.“

Die Mutter hatte sich leichenblaß, mit geballten Fäusten, aufgerichtet: „Wie kann man das sagen! Nein, das ist er nicht, das ist er nicht. Schämt Ihr Euch denn gar nicht, was hat man Euch denn gethan, daß Ihr alle hinter einem her seid? Armer Kleiner! Na, man wird ja sehen.“

Und ohne nur die Thür hinter sich zu schließen, ohne auch nur ihre Holzschuhe anzuziehen, lief sie bis zum Bahnhof.

Um sieben Uhr kam sie nach der Stadt. Während der Fahrt hatte sich ihre Angst noch verstärkt. Sie sagte nicht mehr: „Es ist unmöglich!“ sondern: „Wenn es wahr wäre!“, während die Landschaften, die Felder, die Telegraphenstangen und die Telegraphendrähte, die in schwindelartiger Schnelligkeit auf- und niederstiegen, an ihr vorüberflogen. Als sie den Zug verließ, begann sie zu zittern und fand beinahe, der Augenblick, wo sie alles erfahren sollte, wäre zu schnell gekommen.

Hinter dem Gitter lag der Kasernenhof, groß und weiß, mit seinen vielen Gebäuden da. Soldaten saßen vor der Thür, lachten und plauderten in der Abendstunde. Ihr Kleiner hatte sie oft darauf aufmerksam gemacht, daß sie die Grade unterscheiden konnte. Demüthig blieb sie stehen:

„Entschuldigen Sie, Herr Sergeant, ich möchte Sie um eine Auskunft bitten. Es handelt sich...“

Sie zögerte und wagte nicht, mit ihrer Befürchtung gerade herauszurücken. „Es handelt sich um meinen Sohn, Jules Michan von der dritten Kompanie. Ich möchte wissen... ob ich ihn sprechen kann...“

Sie versuchte zu lächeln. „Ich bin seine Mutter... seine Mama. . Nicht? Wo ist er denn?... Er ist doch wohl nicht krank?... Ob ich weiß? Nein, nein, ich weiß nichts... Er ist bestraft? In Arrest?... Nein?... Im... im Gefängniß, sagen Sie?... Er wird vor's Kriegsgericht gestellt?...“

Sie verbarg den Kopf in den Händen. „Himmlischer Vater, es ist also wahr! Himmlischer Vater!“

Sie entfernte sich fast wankend. Im Militärgefängniß sagte man ihr, der Kleine wäre in Einzelhaft, und dieses Wort Einzelhaft verstärkte noch ihr Entsetzen. Sie sah ihn allein, eingesperrt, auf ewig von der Welt getrennt. Man sagte ihr, sie solle seinen Vertheidiger aufsuchen, und mit denselben zitternden Schritten begab sie sich zu dem Advokaten. Von ihm erfuhr sie die ganze Wahrheit. Ein Zweifel war nicht mehr möglich. Der Kleine hatte einen Raubmord begangen, man hatte das Geld, beinahe dreihundert Francs, in seiner Matratze vorgefunden... schließlich hatte er auch gestanden.

Als sie umsonst gefleht und geweint, man möchte sie zu ihm lassen, kehrte sie in's Dorf zurück. Jeder wußte es dort. Da sie die Worte und die Blicke fürchtete, so kehrte sie zur Nachtzeit nach Hause zurück. Wie ein armes Thier, das die Schläge fürchtet und sich versteckt, wagte sie nicht mehr auszugehen, hielt ihre Jalousien geschlossen und holte jeden Morgen zitternd die Zeitung hervor, die unter ihre Thüre gesteckt wurde.

So las sie alle Einzelheiten des Verbrechens und alles, was man ihrem Kinde nachsagte. Die Zeugen hatten vor dem Richter ausgesagt, und alle hatten zu verstehen gegeben, Jules Michon hätte den Böttcher bestohlen. Das war aber nicht wahr, darauf wollte sie schwören...

Nach einem Monat ging sie wieder zu dem Advokaten. Jetzt verlangte sie nicht mehr, ihren Sohn zu sehen. Nicht, daß sie aufgehört hätte, ihn zu lieben, großer Gott, o nein... aber sie schämte sich.

„Was werden sie ihm thun, mein guter Herr? Sie werden ihn mir doch nicht nehmen?“

„Meine arme Frau, ich fürchte sehr ... wenn ich nur mildernde Umstände finden könnte.“

„Was sagen Sie... Umstände... was bedeutet denn das?“

„Das bedeutet eine Thatsache, die seine Schuld in den Augen der Richter verringert. Sehen Sie z. B., ein Mensch stiehlt; wenn man beweisen kann, daß das Elend ihn dazu getrieben hat, daß er z. B. gestohlen hat, um seinen Kindern Brot zu verschaffen, nun, so sind das mildernde Umstände ... dagegen er... es ist nicht 'mal der erste Fall... Er leugnet ja den anderen Diebstahl, aber... Nun, ich werde alles Menschenmögliche versuchen, um ihn zu retten.“

Die Françoise kehrte trauriger und müder als je nach Hause zurück, und immerfort quälten ihren Geist die Worte: mildernde Umstände. Wie gern hätte sie eine Entschuldigung gefunden, von der sich vielleicht ein bißchen Verzeihung erwarten ließ. Aber nein, nichts. Das Verbrechen blieb nach wie vor ebenso ungeheuerlich, ohne daß das Gräßliche durch die geringste Kleinigkeit gemildert wurde.

Der Tag der Verhandlung rückte heran. Sie zog wieder aus ihrem Dorf, um ihr Golgatha zu vollenden. Im Zuge betete sie, und in ihrem leeren Kopfe tanzten die so oft wiederholten Worte wie ein Klöppel in einer Glocke: „Mildernde Umstände, mildernde Umstände.“

Sie wartete in einem traurigen Zimmer zusammen mit den Zeugen, die in ihrem Beisein ganz leise sprachen. Als die Reihe an sie kam, trat sie mit unsicheren Schritten, mit den Augen unter dem scharfen Lichte, das durch die Scheiben brach, blinzelnd, herein, und sofort fiel ihr Blick auf den Jungen, der mit gesenktem Haupte, ein Taschentuch mit großen blauen Carreaus in den Fingern, schluchzte und weinte... Da reckte sie sich vor dem Richter auf.

Sie hatte vernommen werden wollen. In dieser Stunde fragte sie sich, warum eigentlich... Sie wußte ja nichts, die arme Alte, sie hatte ja gar nichts zu sagen... was war sie denn hier? Nichts, nur die Mutter des Kleinen. Er war ihr Kind, ja, sie hatte ihn geliebt, ja, ihn erzogen, ja... er gehörte ihr... aber nein, heut' gehörte er ihr nicht mehr.

Auf alle Fragen antwortete sie mit Zeichen oder unverständlichen Worten. Ein tiefes Schweigen lagerte über dem Saale. Ein unendliches Mitleid senkte sich auf diese Bäuerin in Trauerkleidung herab, die infolge des Kummers noch kleiner erschien.

„Es ist Ihr einziges Kind?“ fragte der Präsident.

„Ja, mein Herr.“

„So lange er bei Ihnen war, hatten Sie sich nicht über ihn zu beklagen?“

„Nein, o nein.“

„Sie wußten nicht, daß er schlechten Verkehr pflegte?“

„Nein, niemals, und weder sein Vater, den alle Welt geliebt und geachtet, noch ich hätten je erlaubt... man kann sagen, wir wurden sehr geachtet...“

„Das wissen wir, das wissen wir.“

Dann wandte er sich zu dem Angeklagten:

„Sie wußten das auch, und gerade darum, weil Sie sich hinter der Ehrenhaftigkeit Ihrer Eltern geschützt wußten, benutzten Sie den Aufenthalt bei Ihrer Mutter, um zu stehlen... Wie sollte man den Sohn so braver Leute verdächtigen?... Andere können sagen: „Ich bin nur halb verantwortlich; die bösen Beispiele, die ich vor Augen gehabt, haben mich zu Grunde gerichtet“. Aber Sie haben nicht einmal diese Entschuldigung.“

Da schien die Alte eine heftige Willensanstrengung machen zu wollen. In ihren kleinen Augen, in denen die Thränen die Lider fast zernagt hatten, schoß ein seltsames Licht auf, und mit gesenkter Stirn, ohne eine Bewegung, sprach sie mit einer Stimme, die fast gar nicht mehr zitterte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Der Kleine ist schuldig, sehr schuldig, das ist richtig... Aber er ist es nicht allein... Vorhin habe ich Ihnen gesagt, ich hätte mir nie etwas vorzuwerfen gehabt... da habe ich gelogen... ich habe gestohlen... Als der Kleine auf Urlaub kam, habe ich ihm gestanden, ich hätte Schulden... da hat mein Kind Angst bekommen... er hat sich gesagt, seine Mutter hat ihre Ehre und ihren guten Namen verloren... und um das Geld zurückzugeben, und damit niemand sich beklagen kann, hat er ebenfalls gestohlen... Er hat sich hinreißen lassen, er ist überrascht worden, und das Unglück ist geschehen.“

Sie schwieg einen Augenblick beklommen und versetzte dann in leiserem Tone: „Ich habe gelogen, ich bin eine schlechte Frau, ich bin das schlechte Beispiel gewesen. Sie müssen mich verhaften, das sind mildernde Umstände für ihn, nicht wahr? Verzeihung, mein Herr.“

Noch gebeugter, mit noch niedrigeren Schultern und gesenktem Haupte, erschien sie klein, ganz klein.

Ihr Sohn wurde nur zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit verurtheilt. Sie starb kurz darauf, von dem ganzen Dorfe in Acht und Bann gethan.

Unterwasser-Signale.

Ueber die praktische Nutzanwendung der Unterwasser-Signale äußerte sich unlängst der Chef der englischen Nordatlantischen Flotte, Kontre-Admiral R. D. Evans. Er zeigte an zwei Beispielen, wie nothwendig es für die Schiffe ist, daß sie mit solchen Apparaten versehen sind. So collidirte in diesem Sommer die „Jowa“ mit dem Brenton-Riff-Feuerschiff, während die „Albama“, welche in der Nähe war, von ihrem Unterwassersignal-Apparat Gebrauch machte und, dadurch die Lage des Feuerschiffes genau feststellend, es sicher umschiffen konnte. Es herrschte dichter Nebel, so daß die „Jowa“ erst gesehen wurde, als sie das Feuerschiff angefahren hatte. Zu derselben Zeit lag die „Maine“, das Flaggschiff des Admirals, im Hafen vor Anker. Beim Einfahren in diesen am Vormittag desselben Tages nahm ihr Unterwassersignal-Apparat auf weitester Entfernung die Signale des Feuerschiffes auf und konnte so, das Feuerschiff umziehend, sicher einfahren. — Auch in der deutschen Kriegs- und Handelsmarine hat man den Werth der Unterwassersignale durch die praktische Erfahrung schon häufig erprobt und bewiesen. Der Norddeutsche Lloyd, welcher seinerzeit die ersten Versuche mit dieser Erfindung in Deutschland machte, hat bereits sämmtlichen Schnelldampfer mit dem Apparat ausgestattet.

— Schwäche. Frau A.: „Eine hübsche Kette, die Sie da umhängen haben, Frau Rath.“ — Frau B.: „Die hat mir mein Mann vor fünfzehn Jahren in einer schwachen Stunde geschenkt. Seitdem hat er sich aber nie wieder schwach gezeigt.“

— Eine Moderne. Junge geschiedene Frau: „Ach, unsere Ehe war überaus glücklich! Ich brauchte gar nicht zu sagen, daß ich geschieden zu werden wünschte—auch diesen Wunsch las mir mein Männchen von den Augen ab und erfüllte ihn, noch ehe ich [illegible] ausgesprochen hatte.“

Die Furcht vor der Heirath.

Es muß für eine Braut nicht sehr angenehm sein, vor dem Altar zu stehen, ohne daß der Bräutigam sich blicken läßt, und doch kommt dieser Fall häufiger vor, als man glauben sollte. So konnte man dieses Vorkommniß vor gar nicht langer Zeit in Liverpool constatiren, wo ein junger Kaufmann, der vier Jahre lang mit der Tochter eines begüterten Handwerkers verlobt gewesen war, seine Braut noch im letzten Augenblick sitzen ließ. Das Aufgebot war ordnungsgemäß ergangen, und alle Arrangements zur Feier des glücklichen Ereignisses waren getroffen. Die Braut stand in ihrem Schmuck in der Kirche, doch leider kam der Bräutigam nicht, und nachdem man eine halbe Stunde gewartet, wurden Boten ausgeschickt, um ihn zu suchen. Sie begaben sich nach der Wohnung seiner Eltern, und hier versicherte ihnen die Mutter, er hätte das Haus zur festgesetzten Zeit verlassen, um sich zur Kirche zu begeben. Die Abgesandten sprachen ihre Zweifel aus, und infolgedessen forderte sie sie auf, jeden Winkel im Hause zu durchsuchen. Das thaten sie denn auch und fanden schließlich den Bräutigam hinter einem Kohlenhaufen im Keller versteckt. Seine einzige Erklärung war, er hätte nicht den Muth, sich in der Kirche zu verheirathen, und mit diesem eigenthümlichen Bescheide kehrten die Abgesandten zu der Braut zurück.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Birmingham. Hier sollten sich ein junger Mann von 18 Jahren und ein elf Monate älteres Mädchen verheirathen. Die Braut erschien mit ihren Verwandten und Freunden in der Kirche und wartete auf das Erscheinen des Bräutigams; doch sie wartete vergebens, denn er war noch nicht da, als die zur Trauung festgesetzte Stunde schon längst verronnen war. Die getäuschte Braut wurde ohnmächtig nach Hause gebracht, erholte sich aber wieder nach einiger Zeit. Als man zur Erklärung des seltsamen Vorfalls die Mutter des Bräutigams holen ließ, erklärte diese, er wäre nach der Kirche gegangen, doch entsetzt wieder entflohen, als er die große Menschenmenge erblickte, die sich dort versammelt hatte. Auch auf dem Lande kommt diese Heirathsfurcht vor. Kürzlich weigerte sich ein junger Mann, ebenfalls kurz vor der Hochzeit, seine Braut an den Altar zu führen. Seine plötzliche Abneigung gegen die Ehe war so groß, daß die Braut sich genöthigt sah, die Trauung zu verschieben. Schließlich aber wurde der Hochzeitstag doch festgesetzt; aber mit jedem Tage, der verging, gerieth der Heirathscandidat in größere Aufregung. Zuletzt erlangte die Angst solche Macht über ihn, daß er es nicht mehr zu ertragen vermochte; er fuhr nach der nächsten Stadt, betrank sich dort sinnlos, wurde von der Polizei aufgefangen und nach der Wache gebracht. Da er sich hier ungebührlich benahm, so hielt man ihn drei Tage fest, und er ließ sich ruhig einsperren, um der Trauungsceremonie zu entgehen. Als er dann wieder zu seiner Braut zurückkehrte, weigerte sie sich hartnäckig, ihn wieder anzunehmen, und hob das Verlöbniß auf der Stelle auf.

Ein anderer junger Mann auf dem Lande war auf dem Wege zur Kirche, als er plötzlich einen schrecklichen Anfall von Heirathsfurcht bekam. Er bat einen Freund, der ihn begleitete, einen Augenblick auf ihr zu warten, rannte schnell in eine Schenke, bestellte sich dort ein Glas Bier, eilte aber, ohne es zu trinken, zur Hinterthür hinaus und verschwand. Während seine Braut in der Kirche auf ihn wartete, fuhr er nach der nahen Stadt und erhielt hier einen Tag später einen Brief der Verlassenen, die auf den muthigen Helden nun mit Freuden Verzicht leistete.

Mitterwurzer-Anekdote.

Um Friedrich Mitterwurzer's barocke Einfälle zu beleuchten, dient folgende Anekdote. Eines Maiabends saß kurz vor der Vorstellung auf dem bekannten „Bankerl“ vor dem alten Burgtheater-Eingang der alte Hofschauspieler Meixner mit seinem gallig-bitteren Bulldoggengesicht. Meixner war als Künstler von den Kollegen sehr geschätzt, aber wegen seiner Intriguen und Hetzereien höchst unbeliebt. Nachlässig schlendernd kommt Mitterwurzer, der eben engagirt worden, über den Michaelerplatz auf Meixner zu, und mit einem freundlichen „Guten Abend!“ setzt er sich neben ihn nieder.

„'n Abend!“ knurrte der Alte.

Mitterwurzer bleibt eine Weile ruhig sitzen, wendet sich dann gegen Meixner, tippt ihm mit dem Zeigefinger auf die Brust, sieht ihn aufmerksam an und sagt endlich:

„Sie heißen Meixner?“

„Ja,“ brummte der Alte.

Pause.

„Heißen Sie schon lange so?“ fragt Mitterwurzer weiter.

Meixner reißt die Augen auf und poltert:

„Ich habe immer so geheißen!“

„So! — Na, das denke ich mir doch eigentlich furchtbar langweilig!“

Worauf Meixner wüthend aufsprang und davonlief.

— Affektirt. Richter: „Glauben Sie, daß die That im Affekt begangen wurde?“ — Zeugin: „O ja, affektirt ist die ja alleweil g'wesen!“